

Die Wälder Europas – ihre räumlichen Zonen und zeitliche Sukzession

Die Vegetationsentwicklung zum Wald

Wie die gesamte Natur, so waren und sind auch die Wälder in einer steten *Weiterentwicklung* (Vegetationsfolge = Sukzession).

Pionierwald nach der Eiszeit

In der benachbarten Station Geologie können wir sehen, wie sich die Vegetation nach der Eiszeit entwickelt hat. Der nackte Boden, den die Gletscher zurückgelassen haben, wird zunächst von Algen, Moosen und Kräutern besiedelt. Dann wächst ein *Pionierwald* mit "Weichhölzern" heran: Birken, Ebereschen, Weiden, Zitterpappeln und Erlen wachsen sehr schnell und breiten sich entsprechend aus. Diese Arten sind an die extremen Bedingungen der Baumgrenze angepaßt; zusammen mit Kiefern, Fichten und Lärchen bilden sie noch heute die Wälder am Rande der Tundra und der Gletscher in den Nordregionen unserer Erde. (Bild 1)

Dort, rund um den Nordpol ist diese "nacheiszeitliche Pionierwaldsituation" bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben.

Vegetationszonen in Europa

Für Europa ergeben sich damit von Norden nach Süden *Zonen mit unterschiedlicher Vegetation*. Die großen baumlosen Tundraflächen rund um den Nordpol bestehen vor allem aus Hochmooren, die dort auf dem Dauerfrostboden existieren. An ihrem Rand wachsen die beschriebenen *Pionierwälder* aus Weichhölzern. (Bild 1)

An sie schließt sich die *Taiga der Nadelhölzer* in Skandinavien und in Sibirien an (Bild 2 und 3), der in Mitteleuropa die *Laubwaldzone* der *Buchenmischwälder* folgt. (Bild 4)

Die *Mittelmeerländer* in Südeuropa waren einstmals die eigentlichen Gebiete der *Eichen- und Kastanienwälder*, bevor sie in der Antike großflächig abgeholzt wurden und dadurch die heutigen ausgetrockneten Karstlandschaften entstanden. (Bild 5)

Eine besondere Rolle spielen die *Auwälder der Flußniederungen* mit ihren feuchten und sehr nährstoffreichen Böden. Weiden, Erlen und Pappeln bilden dort auf Flußböden, Schotterflächen und Ufern die "Weichholzaue", an die sich die etwas höher gelegene "Hartholzaue" aus Eichen und Ulmen anschließt. (Bild 6)

Sukzession: Die Vegetationsfolge in der Zeit

Nicht nur nach der Eiszeit, sondern auch heute noch wird *offener Boden* zunächst von Kräutern besiedelt, denen bald *Pionierhölzer* folgen. Auf Erdrutschflächen an Hängen oder wilden Flußufern, nach Waldbränden oder Holzschlägen, auf nicht mehr bewirtschafteten Wiesen und Äckern finden sich zunächst die lichtbedürftigen und schnellwachsenden Birken, Erlen, Weiden und Haselbüsche ein. In ihrem Schutz können dann später "*Schattbaumarten*" wie die Buche heranwachsen. Diese schließen als große Bäume ihr Kronendach zu schattigem „*Schlußwald*“ und verdrängen nun die lichtbedürftigen Arten.

So haben die europäischen Wälder alle einmal mit der Pionierstufe angefangen, die sich später zum "Schlußwald" gewandelt hat. Im Kleinen *wiederholt* sich diese *Sukzession* immer wieder bei der natürlichen Bewaldung von Offenflächen. (Bild 7)



Bild 7:
Birkenanflug auf Kahlfäche – eine Pionierbesiedlung wie im hohen Norden, die sich in unseren Breiten jedoch zum Buchenschlußwald weiterentwickeln wird. (Foto: FVA, Abt. BuS).



Bild 1:
Pionierwald aus Birken und Espen an der Grenze zur offenen Tundra in Finnland. (Foto: Lackschewitz)

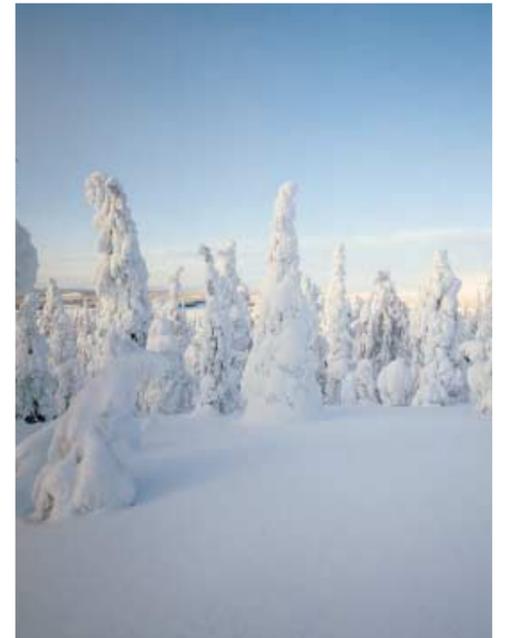


Bild 2 und 3: Nadelwaldzone: Während die Fichte in der nordeuropäischen Taiga große Bestände bildet, hat sie in Mitteleuropa nur an Moorrändern oder im Bergland nahe der Baumgrenze natürliche Vorkommen. Ihre heutige weite Verbreitung geht auf künstliche Anpflanzungen zurück. (Fotos: Lackschewitz)



Bild 4:
Mitteleuropäischer Laubmischwald mit Buchen und Eichen. (Foto: LBV Bayern.)

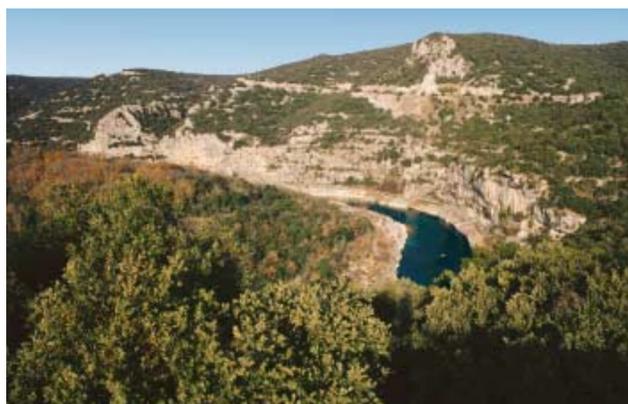


Bild 5:
Das Mittelmeergebiet war früher ebenfalls von großen Laubwäldern bedeckt. Steineichen-, Flaumeichen- und Buchenwälder finden sich heute noch z. B. in der Ardeche. (Foto: Genser)



Bild 6:
Auenwald am Oberrhein. (Foto: Späth/NABU) Regenwaldähnliche Vegetationsfülle

Der Generationenvertrag im Wald

Ein Forstwirt ist kein Landwirt, er sät und erntet nicht im Jahreslauf. Wenn Bäume im Alter von 100 Jahren gefällt werden, dann sind inzwischen 3 Menschengenerationen aufgewachsen.

So gibt es in der Waldwirtschaft schon immer einen „*Generationenvertrag*“:

Was man jetzt als Holzeinschlag nutzt, ist von den Vorfahren herangezogen worden und so, wie man heute den Wald pflegt, kommt dies den späteren Generationen zugute.

Für die Station „Wald“ wurde dieser Standort ausgewählt, weil hier ein außerordentlich schöner, alter Bauernwald steht. Miteinander wachsen die *verschiedenen Generationen* von kleinen und großen Bäumen als Naturverjüngung, Unterholz und Hochwald.

Nachhaltigkeit

Heute wird statt des eindeutigen Begriffs „Generationenvertrag“ oft auch das Schlagwort von der *„Nachhaltigkeit“* in der Forstwirtschaft gebraucht. Nachhaltigkeit ist jedoch noch lange kein ökologischer Waldbau, wenn damit gemeint ist, daß man nur soviel nutzt, wie man auch wieder anpflanzt ...

Dieses Prinzip würde auch für die riesigen *Kahlschläge* der Forstwirtschaft in Kanada und Skandinavien gelten; oder für die Eukalyptusplantagen in Spanien.

Dort werden die *Kahlschläge* zwar wieder bepflanzt, jedoch mit schnellwachsenden *Monokulturen*, die einen *„Altersklassenwald“* ergeben (alle Bäume haben dasselbe Alter). Solche Industrieholzplantagen mögen maschinengerecht sein – naturgerecht sind sie sicher nicht, da mangels Stockwerken in dem eintönigen Lebensraum nur noch wenige Tier- und Pflanzenarten überleben können.

Vom Plentern, Femeln und von der Naturverjüngung

Der Nachwuchs entsteht hier im Waldgebiet um die Hütte aus *„Naturverjüngung“* – die hohen alten Bäume samen Bucheckern und Tannenzapfen aus und daraus keimen im Schutz der Baumkronen viele neue kleine Bäumchen.

Anpflanzungen durch den Menschen sind so nicht nötig – das erspart Kosten und Zeit. Bei der Holzernte werden nur einzelne alte Stämme *„eingeschlagen“* und nur soviel, wie jüngere nachwachsen.

Dieses Verfahren der *Einzelstammnutzung* nennt man *„Plentern“* und was hier so schön um die Hütte steht, ist ein typischer *Plenterwald*. Vielfach wird im Schwarzwald auch der sogenannte *„Femelschlag“* betrieben:

Dort werden nicht einzelne Stämme, sondern kleine Baumgruppen gefällt – so kommt mehr Sonne und Wärme auf die Flächen der Naturverjüngung.

Bergmischwald

Nach der Zusammensetzung der Baumarten wächst hier ein *„naturnaher Bergmischwald“*; es dominieren die Hauptbaumarten Tanne und Buche, welche von Natur aus in dieser Höhenlage (1000 m) vorkommen. *Die großen, alten „echten“ Schwarzwaldtannen, die hier stehen, sind etwas ganz besonderes!*

Der frühere Mischwald war noch artenreicher - die zusätzlichen Holzarten wurden für spezielle Handwerkszweige genutzt: Wagner, Drechsler, Möbelschreiner, Böttcher und Schindelmacher brauchten verschiedene Holzsorten für ihr Handwerk - vor allem Eichen, Hainbuchen, Eschen und Ahorne, aber auch Ulmen, Linden und Kirschen.



Kahlschlagwirtschaft im kanadischen Urwald. An seiner Stelle werden Nadelholzmonokulturen gepflanzt. (Foto: Ian Mc Allister/Greenpeace)



Eukalyptusplantagen - Monokulturen sind überdies sehr schädlingsanfällig. (Foto W. Rudhart/Greenpeace)



Ökologische Waldwirtschaft - Der Waldaufbau ist in „Stockwerke“ gegliedert. Junge Buchen- und Tannenpflänzchen wachsen zusammen mit Büschen, mittelalten und alten Bäumen. Die Holznutzung geschieht im „Plenterverfahren“: Einzelne alte Stämme werden geschlagen - in den Lücken kommt dann „Naturverjüngung“. (Foto Späth/NABU)



Im Herbst wird der Charakter des Bergmischwaldes aus Buchen, Tannen und Fichten schön sichtbar. (Foto: A. Reif)

Die Waldnutzung in früheren Zeiten

Die Waldnutzung in früheren Zeiten

In den vergangenen Jahrhunderten wurde der Wald *viel intensiver genutzt*. Zum starken Bauholz- und Brennholzeinschlag kamen noch Waldweide und Köhlerei hinzu.

Waldweide

In der Zeit zunehmender Bevölkerungsdichte im vorigen Jahrhundert mußten die landwirtschaftlichen Flächen *bis in den letzten Winkel so intensiv wie möglich genutzt werden*. So ergab sich eine *völlig andere Verteilung der Flächennutzung* und damit eine andere Landschaftsgestalt als heute.

Vieles, *was jetzt grüne Wiese ist*, war bis vor 70 Jahren noch *Getreidefeld und Kartoffelacker* zur kargen Selbstversorgung. Zur *Heuernte* nutzte man die Sumpfwiesen – diese wurden im Frühjahr noch *zusätzlich bewässert* („Wässerwiesen“), um so den *Schnee früher abzuschmelzen* und damit das Graswachstum und den Heuertrag zu erhöhen. *So blieb als Weidefläche für das Vieh nur noch der Wald übrig*, der mit seinen Bucheckern und Eicheln das Vieh gut mästete.

Zusätzlich wurde oftmals die Laub- und Nadelstreu des Waldes als *Einstreu* für das Vieh genommen, da das wenige Stroh zum häufigen Dachdecken benutzt werden mußte.

Glashütten und Bauholz

Auch die früheren *Glashütten* in dieser Region verbrauchten sehr viel Holz für die Schmelzöfen und zur Pottaschegewinnung.

Die langsam gewachsenen Bäume der kalten Höhenlagen mit ihren *engen Jahresringen* liefern ein vorzügliches, stabiles *Bauholz*. In großen Verbänden von aneinandergeschlossenen *Flößen*, auf denen die Flößer wochenlang wohnten, trieben sie den Rhein hinunter bis nach Holland. An die Stelle der damaligen „*Holländertannen*“ sind heute die „*Japanertannen*“ getreten: Besonders große alte Stämme aus dem Hotzenwald werden dorthin verschifft; z.T. auf den nach Japan zurückkehrenden (sonst leeren) Schiffen des japanischen Auto-Exportgeschäfts.

Köhlerei

Der *Holzkohlebedarf* für die Eisen- und Hammerwerke in den Rheinstädten war sehr groß. Das geschlagene Holz wurde entweder hier oben in *Kohlenmeilern* aufgesetzt oder als *Scheitholz* zum Städtchen Murg geflößt und *dort verkoht*.

Vierorts kann man in den Wäldern die *Ringwälle der alten Kohlenmeiler* entdecken – unter einer dünnen Erdschicht liegt an diesen Stellen noch reichlich schwarze Holzkohle. Viele Familiennamen (Kohlbrenner) und Flurstücksnamen (Kohlgrube) zeugen heute noch von diesem wichtigen Handwerk im oberen Hotzenwald.

Gerade hier an der Siedlungsgrenze (der 1000m-Höhenlinie) lebten die Bauern oft mehr von der Waldnutzung, als von der Landwirtschaft.

Durch die *Viehweide* und *Streunutzung* waren die Wälder des oberen Hotzenwaldes stark in Mitleidenschaft gezogen. Heute können wir uns kaum vorstellen, daß es hier Zeiten der *Holzknappheit* gab und sogar das Holz für Heizungszwecke zu kostbar geworden war. Aus diesem Grund wurde zeitweise in den *Mooren Torf als Brennmaterial gestochen*. Die *Aufforstungen mit Fichtenmonokulturen* (der heutige „dunkle Schwarzwald“) entstanden vielerorts als *Reaktion* auf die übermäßig genutzten und zerstörten ursprünglichen Mischwälder.

Während die *Köhlerei* mit dem Aufkommen der industriellen Steinkohlenutzung von selbst erlosch, wurde die *Waldweide* durch die badische Forstverwaltung nach dem Übergang des Hotzenwaldes von Österreich an das Herzogtum Baden 1840 verboten.



Streunutzung des Waldes für die Stalleinstreu (statt Stroh, das wiederum zum Dachdecken und als Winterfutter benötigt wurde).



Holztransport mit Rindern
Im armen Hotzenwald reichte das Futter nicht für eine Pferdehaltung. Alle schweren Zugarbeiten (Pflügen, Transporte) wurden mit Rindern (meist Ochsen, z.T. sogar Kühen) gemacht.



Holzfloß auf dem Rhein bei Säckingen
Murg, Alb und Ibach eigneten sich nicht zum Flößen von Langholz – dieses wurde mit Wagen vom Wald zum Rhein gebracht und dort zu Langholzfloßen zusammengebunden. Foto: GLA J-B Säckingen/5.



Aufsetzen eines Kohlhauens
Es wurden alle Baumarten aus der Umgebung verwendet.



Schweinemast im Wald mit Eicheln und Bucheckern – in den früheren Mischwäldern weit verbreitet



Riese
An den Hängen wurde mit Holz eine Bahn begrenzt (z.T. auch belegt), auf der die geschlagenen Stämme bergab zum „Polterplatz“ sausten. Foto: M. Scheifele.



Holländerfloß auf dem Rhein
Für den Transport der „Holländertannen“ aus dem Schwarzwald wurden auf dem Rhein große Flöße zusammengestellt. Sie waren mehrere Wochen bis Holland unterwegs und es lebten bis zu 800 Personen auf so einem Floßverband. Foto: M. Scheifele.



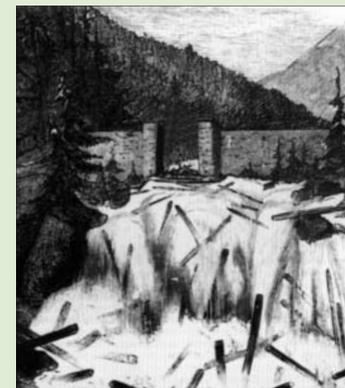
Der Kohlhauen wurde mit Erde bedeckt und dabei über Schächte gezündet und so belüftet, daß er langsam schwelend abbrennt.



Waldweide mit Rinderherde
Bis 1840 alltägliche Weideform. Da es noch keinen Zaundraht gab, paßten Hütekinder aufs Vieh auf. Josef Nepomuk Heinemann, 1852.



Scheitholzdrift
Kurze Stammstücke wurden in den Bach geworfen und vom Wasser talwärts getragen. Meist Köhler- oder Brennholz. Foto: M. Scheifele.



Kluse
Zur Scheitholzdrift wurde der Bach mit einem Damm aus Holz oder Stein zu einem Teich gestaut. Öffnete man plötzlich den Damm, so rissen die Wassermassen viel Holz mit.

In den Talwannen von Lindau und Ibach („Klusenmoos“) waren solche Klusenteiche aufgestaut, von denen das Scheitholz bis in die Alb zum Eisenwerk Albrück geschwemmt wurde.



Nach 20-30 Tagen war alles Holz verkoht und wurde mit Wagen abgefahren.

Ökologische Prinzipien für den Waldbau der Zukunft

Heute orientiert sich die Forstwirtschaft an ökologischen Erkenntnissen. Wir haben gesehen, daß das Schlagwort der *"Nachhaltigkeit"* dafür nicht ausreicht.

Die Plenter- und Femelwälder sind durch ihren Stockwerkaufbau und die Naturverjüngung zwar als "naturnah" zu bezeichnen, es *fehlen* ihnen jedoch zwei wichtige Naturprozesse:

So wie der Landwirt die Frucht nicht auf dem Acker stehen und verwelken läßt, sondern sie erntet, so werden in der Forstwirtschaft ja auch die Bäume vor ihrem natürlichen Tod geerntet. Selbst den naturnahen Wirtschaftswäldern *fehlt so das Totholz* in Gestalt großer alter "Urwaldriesen", die abgestorben noch stehen oder umgefallen sind.

Dieses *Totholz* ist aber für eine besonders große Zahl von Tier- und Pflanzenarten ein notwendiger Lebensraum.

Abgestorbene, fallende Bäume reißen Lücken in den umgebenden Wald – zählt man dazu die Weidetätigkeit der großen Huftierherden (Wisente, Auerochsen, Hirsche, Wildpferde, Wildschweine, etc., welche auf ihren Wanderungen in rhythmischem Wechsel immer wieder Freiflächen in den Wald gefressen haben) – *so ergibt sich das Bild eines Naturwaldes, der nicht so geschlossen war, wie unser heutiger Wirtschaftswald.*

Offene Flächen wurden dann von *"Pionierbaumarten"*, den "Weichhölzern" (wie z.B. Ebereschen, Weiden, Pappeln, Erlen und Ahorne) besiedelt. Im Schutz dieser Weichhölzer konnten im Naturwald später die Buchen und Tannen heranwachsen.

Die forstwirtschaftliche Waldnutzung *überspringt* bei der Naturverjüngung von Buchen, Tannen und Fichten diese erste Phase des *"jungen" Pionierwaldes* aus Weichhölzern, da es keine größeren Freiflächen gibt.

Die natürliche *"Altersphase"* mit absterbenden Baumriesen und liegendem *Totholz* kommt im Wirtschaftswald ebensowenig vor – schließlich werden die Stämme vor ihrem natürlichen Tod geerntet.

"Mut zur Lücke" und Totholzanteile als zusätzliche Prinzipien eines ökologisch orientierten Waldbaus.

Für den ökologischen Waldbau der Zukunft brauchen wir deshalb als Ergänzung zum naturverjüngenden Plenter- und Femelwald *noch zwei Grundsätze*:

Der erste wäre der "Mut zur Lücke": Es sollten abwechselnd auch größere *Offenflächen* im Wald entstehen, als Äsungsflächen für das Wild und zur Entwicklung einer *Pionierbewaldung* mit Weichhölzern.

Der zweite ökologische Grundsatz wäre es, einen höheren Anteil von stehendem und liegendem *Totholz im Wald zu belassen.*



Totholz: Lebensraum zahlreicher Tier- und Pflanzenarten. (Foto: Späth/NABU)



Bannwald Wehratal: In Bannwäldern ruht jegliche forstliche Nutzung und jeglicher Eingriff. Hier sollen sich Urwälder entwickeln, in denen natürliche Abläufe des Waldes studiert werden können. Der nächstgelegene Bannwald befindet sich im Wehratal - er ist sehenswert! Von Herrischried führen Wanderwege dorthin. (Foto: Gruber).

Naturverjüngung mit Birkenanflug: Eine größere Kahlfäche wurde der Sukzession überlassen - es siedelt sich ein Pionierwald aus Birken an. (Foto: Späth/NABU).

Niederwaldwirtschaft: Im Niederwald wurde in regelmäßigem Turnus das Laubholz „auf den Stock gesetzt“ und das Holz als Brennholz bzw. die Rinde zum Gerben genutzt. Eichen, Haselnußsträucher und andere Weichhölzer schlagen bald wieder aus und bilden dichte Buschvegetation zwischen einigen „Überhältern“ (meist ältere Eichen), welche stehengelassen wurden. Wo es noch Niederwaldwirtschaft gibt, sollte sie erhalten und gefördert werden. Der buschige Laubwald bildet ein „El Dorado“ für Vögel, Insekten und Wildtiere. (Foto: Späth/NABU)

Der Naturzustand – dynamisches Gleichgewicht von Wild und Wald

Der *Naturzustand* liegt schon sehr weit zurück, sowohl was das Wild als auch was den Wald betrifft.

Da heutzutage die großen *Raubtiere* wie Bär, Wolf, Luchs und Adler fehlen, welche in der ursprünglichen Natur den Wildbestand in Grenzen halten, muß stattdessen der *Mensch als Jäger* tätig werden. Aber wieviel Wild ist für den Wald "natürlich"? – Hier wird gelegentlich die ökologische Diskussion mit der forstwirtschaftlichen verwechselt. Wenn wir weit zurück gehen bis in die vom Menschen unberührten mitteleuropäischen Urwälder, so finden wir auch über diese Zeit schon zwei gegensätzliche wissenschaftliche Theorien ...

Bis vor wenigen Jahren galt es als "sichere Erkenntnis", daß *Mitteleuropa früher ganz von geschlossenen, dichten Wäldern bedeckt war*. Diese Theorie ist im wesentlichen von Botanikern auf-

gestellt und belegt worden. Etwas verspätet haben sich nun in jüngster Zeit die Zoologen zu Wort gemeldet und darauf hingewiesen, daß in den Urwäldern doch *Herden von Großwild* wie Hirsche, Auerochsen, Wildpferde, Wisente, Wildschweine, Elche, Rehe und im Gebirge noch Gamsen und Steinböcke lebten, die einiges an Nahrung brauchten. Diese Zoologen nehmen an, daß die *Huftierherden* regelmäßig Kahlflecken in den Wald gefressen haben und danach weitergezogen sind, so wie noch heute z.B. die großen Antilopenherden in Afrika wandern. *In solchen Freiflächen entstand Grasland und Weichholzgebüsch*, so daß einige Forscher sogar von einer offenen "Waldsteppenlandschaft" in Teilgebieten der Urlandschaft Mitteleuropas sprechen, in welcher ein dynamisches Gleichgewicht von *Wildweide* und *Bewaldung* herrschte.



Die Höhlenmalereien (30.000 - 15.000 v. Chr.) zeigen die vielen Huftierarten, welche nach der Eiszeit, während der beginnenden Bewaldung Mitteleuropas die Urlandschaften besiedelten. Von links: Wisent, Auerochse, Steinbock, Rothirsch.



Wisent, im polnischen Nationalpark Bialowieza noch wild lebend



Ur oder Auerochse. Stammvater des Hausrindes – einst weit verbreitetes Wild. 1627 als Art ausgerottet.



Steinböcke sind durch Knochenfunde als ehemalige Bewohner Baden-Württembergs nachgewiesen. Foto: Sattler.



Rothirsch - wandelte sich vom nacheiszeitlichen Steppenbewohner zum Waldbewohner. Im Südschwarzwald nur ein kleines isoliertes Vorkommen zwischen Schluchsee und St. Blasien. Foto: Apel.



Elch - zahlreiche Knochen- und Geweihfunde belegen die ehemalige Existenz dieser Bewohner von Sümpfen und Flußauen in Baden-Württemberg. Foto: Lackschewitz.



Reh - Heute im Schwarzwald der einzige noch weit verbreitete Überlebende der ehemaligen Huftierfauna. Foto: Apel.



Gemse - Bis in dieses Jahrhundert finden sich immer wieder Einzelgänger im Schwarzwald. Zwischen 1935 - 1939 wurden dann 21 österreichische Gamsen am Feldberg angesiedelt. Von dort aus Besiedlung z. B. des Wehra- und Albtales. Foto: Sattler.



Wildschwein - "Schwarzwild" ist weit verbreitet. Die Bestände vermehren sich überproportional und es besiedelt z. T. erstmals die Hochlagen des Schwarzwaldes, die es von Natur aus nicht bewohnte. Foto: Apel.

Die großen Raubtiere (besser "Greifsäuger" bzw. "Greifvögel") hielten früher die Huftierbestände in Grenzen.



Adler. Immer wieder sind im Schwarzwald einzelne Adler aus den Alpen zu sehen. Foto: Lackschewitz.



Der letzte **Luchs** wurde im Schwarzwald 1770 erlegt (auf der Schwäbischen Alb 1848). Heute sind wieder erste Einzelgänger aus dem Schweizer Aussetzungsprogramm im Schwarzwald zu finden. Foto: Apel.



Mit Unterstützung der Stiftung Naturschutzfonds gefördert aus zweckgebundenen Erträgen der GlücksSpirale



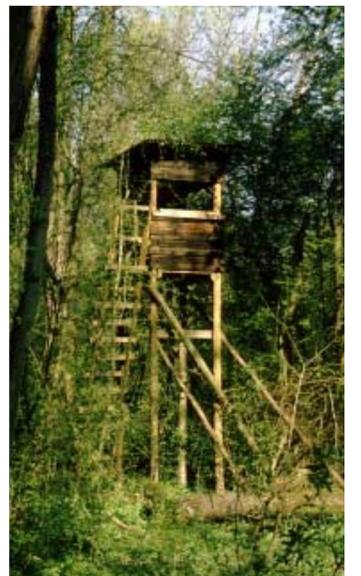
Der letzte **Bär** wurde im Schwarzwald 1585 gefunden. Bären sind heute aus den Balkanländern wieder in Österreich eingewandert. Foto: Apel.



1847 wurde der **Wolf** in Baden-Württemberg ausgerottet. In den Vogesen lebten Wölfe bis nach dem ersten Weltkrieg. In Südeuropa (Italien, Spanien, Balkan) haben Wölfe bis heute überlebt und breiten sich dank Schonung wieder aus. Von Polen aus wechseln gelegentlich Wölfe nach Brandenburg. Foto: Apel.



Der **Fuchs** hat nach der Ausrottung der großen Raubtiere keine natürlichen Feinde mehr. Er hat sich den Menschen angepaßt und in der Kulturlandschaft überproportional vermehrt, so daß immer wieder Seuchen (Tollwutfahrt) und Parasitenbefall (Bandwürmer) auftreten. Foto: Apel.



Der **Jäger** versucht heute an Stelle der großen Raubtiere die Huftierbestände (Rehe, Wildschweine, Hirsche und Gamsen) so zu begrenzen, daß sie dem Wald nicht schaden. Foto: Bücking.

Wald und Wild und Wild und Wald

Wald und Wild und Wild und Wald - ein ebenso altes wie heißes Thema.

Um die Wurzeln des Konfliktes "Wald gegen Wild" zu verstehen, muß man weit bis in die Zeit der mittelalterlichen Grundherrschaft zurückgehen – damals gehörte das Wild (vor allem das "Hochwild", wie Hirsche, Wildschweine, Elche, Wisente) den adligen Besitzern von Grund und Boden. Das Interesse der Grundherren an der Jagd stand im Gegensatz zur Not der Bauern, die den Wildschaden, vor allem an Ackerfrüchten, zu ertragen hatten.

Das Spannungsverhältnis von Wild und Wald heute

Heute gerät die Jagd oft in Konflikt mit der Waldwirtschaft – die Jäger sehen zu wenig Wild und argumentieren mit den hohen Jagdpachtpreisen. Sie weisen zu Recht darauf hin, daß das Wild in den Monokulturen des Wirtschaftswaldes keine Kräuter findet und deshalb die Rinde schält und Knospen verbeißt. Mit Fütterungen soll hier abgelenkt werden – ob dann das Wort "Wild" noch berechtigt wäre?

Umgekehrt sehen die Waldbesitzer (private und staatliche) viel zu viel Wild in ihrem Wald und argumentieren mit wirtschaftlichen Schäden. Fatalerweise nascht das Wild gerne edle Hölzer, wie z.B. die Tannen. Den Weichhölzern mit geringem Holzwert macht der Verbiß wenig aus – sie treiben schnell wieder aus.

Hohe Kosten entstehen vor allem dann, wenn Zäune gezogen werden müssen zum Schutz der Kulturen kleiner Bäume. Zaunbau und Zaununterhaltung sind sehr arbeitsintensiv.

Hier leuchtet die einfache Formel zwar gut ein, daß "der Wildbestand so groß sein darf, daß Naturverjüngung ohne Zaun möglich ist" – aber wo gibt es überhaupt Naturverjüngung?

Und was macht man, wenn der Wildbestand nicht zu hoch ist, aber das Wild trotzdem aus Langeweile Bäume schält und verbeißt, weil es den ganzen Tag in der Dichtung stehen muß und warten bis nachts die vielen "Waldbesucher" sich endlich verzogen haben und es auf die Wiesen zur Äsung treten kann?

Ökologischer Waldbau entspannt den Konflikt Wild und Wald

Für unsere heutigen Probleme "Wald vor Wild oder Wild vor Wald" lohnt es sich, die Lösungen in Richtung ökologischer Waldbau zu suchen. Naturverjüngungen und stufige Mischwälder vertragen einen Wildbestand, mit dem auch ein Jäger zufrieden sein kann. Der beschriebene "Mut zur Lücke" mit offenen, kräuterreichen Flächen im Wald und der Ansiedlung von größeren Beständen an Weichholz und Pionierwald dürfte besonders die Verbißschäden zu minimieren helfen.